

VERORTUNG DES DICTENS IN DER ERZÄHLUNG MEINE SPRACHE UND ICH VON ILSE AICHINGER

Inga Bartkuvienė

Doktorandin am Lehrstuhl für Germanische Philologie
an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät
in Kaunas der Universität Vilnius

Eine der zentralen Fragen jeglicher Literaturforschung ist Frage nach dem Wesen der Literatur als Dichtkunst. Die Erzählung *Meine Sprache und ich*¹ der österreichischen Autorin Ilse Aichinger bietet ein Anliegen der Sprachkunst näher zu kommen, indem sie die Sprache und das Schreiben explizit, aber zugleich auch in eine fiktive Handlung eingehüllt reflektiert. Dieser Text Aichingers wird in der Literaturgeschichte als Grenzübergang zum Metatextuellen verstanden². Die Sprache wird

in dieser Erzählung ähnlich wie in weiteren sprachkritischen Erzählungen der späteren Aichingers Prosa (*Schlechte Wörter, Die Schwestern Jouet, Schnee, Das Erzählen in dieser Zeit*) mit dem Schreibmittel, Schreibinstrument und Schreibpotenzial verbunden und im Unterschied zu denen durch die personifizierte Sprachgestalt zum „Mitwirkenden“ gemacht.

Das Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, einen Versuch über die Ortbestimmung der Dichtung zu liefern. Diese Bewegung erfolgt zweischneidig: Uns interessiert der Ort der Dichtungskategorien wie *Sprache, Schreiber, Schreiben, Schrift* in der Erzählung *Meine Sprache und ich* und deren Erörterungsmöglichkeiten. Das Titelwort *Verortung* lässt uns auf die räumliche Verteilung, räumliche Ordnung der dichterischen Kategorien im Text und gleichzeitig auf Prozessualität der Lokalisierung dieser Kategorien hinweisen. Diese interpretatorischen Konstitutions- und Dekonstruktionsarbeiten vollziehen sich in Betracht der Handlungsebene, der Reflexionsebene und der somit entstehenden Bedeutungsstrukturen. Die sprachphilosophischen Erkenntnisse von Martin Hei-

¹ Ilse Aichinger „Meine Sprache und ich“, Ilse Aichinger *Eliza Eliza. Erzählungen (1958–1968)*. Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 2004, 198–202. Weiter – Verkürzung EE und Seitenangabe.

² Sprachliche Reflexion Aichingers Texte hängt unvermittelbar mit der Sprachsuche und Sprachskepsis zusammen. Den herkömmlichen, alltäglichen Gebrauch der Sprache greift Aichinger als Missbrauch an. Ihre Sprachhaltung kann mit einem ihrer Titel zusammengefasst werden: „Anruf zum Misstrauen.“ Die Erzählung *Meine Sprache und Ich* markiert laut A. Ratmann den Beginn einer neuen Schreibphase. Annette Ratmann, „Spiegelungen, ein Tanz“, *Untersuchungen zur Prosa und Lyrik Ilse Aichingers*, Würzburg: Königshausen und Neumann, 2001, 52. Auch B. Thums stellt „Kennzeichen einer zunehmenden Radikalisierung ihrer Spracharbeit, die sich immer mehr mit den internen Bedingungen der Sprachstruktur auseinandersetzt, was sich wesentlich auf die Darstellungsweise auswirkt.“ Fest. Barbara Thums, „Den Ankünften nicht glauben wahr sind die Abschiede“, *Mythos, Gedächtnis und Mystik in der Prosa Ilse Aichingers*, Freiburg im Breisgau: Rombach, 2000, 11, 130.

degger lassen uns dichterische Sprache als Essenz der Sprache selbst auffassen. Das Verfahren der Dekonstruktion gibt uns einen Aufschluss: Nach der Wirkung von *différance* (Jacques Derrida Begriff) können verschiedene Gegenstände wie zum Beispiel *Sprache* und *Schrift* zugleich identisch und different sein. Wegen der ständigen Abwechslung der Bedeutungen können sich die als identisch geltenden Gegenstände unterscheiden, aber die entstandenen Unterschiede können in dem selben Zeitpunkt aufgehoben werden. Auf solche Weise kann das Wort *écriture* den Ort (Schrift, Geschichte, Bewusstsein) und die Bewegung (Schreiben, Reflexion, Gedanke) bedeuten³. Das erlaubt uns davon auszugehen, dass die Kategorien der *Sprache*, der *Schrift* und der *Subjektivität* auch im vorgenommenen Text Aichingers mit einander korrelieren und somit vielschichtige Beziehungen produzieren.

Grenzgebiet als Ort der Sprache

Das Problem der Lokalisierung bespricht Martin Heidegger in seinem Artikel „Die Sprache im Gedicht“. Es ist wichtig zu bedenken, wo sich das Gedicht (auch Dichtung im breiten Sinne) niederlässt und ob es möglich ist, seine Grenzen zu bestimmen. Das impliziert die Frage, in welcher Beziehung die Sprache zum Gedicht steht. Und die Antwort ginge in zwei Richtungen: sowohl das Gedicht ist in der Sprache, als auch die Sprache im Gedicht; das Gedicht ist aus der Sprache, aber auch für die Spra-

che; das Gedicht besteht aus sprachlichen Zeichen, aber zugleich spiegeltes für die Sprache ihr Wesen und dann brichtes wieder das „Wesens-Spiegelbild“. Die Sprache vollzieht sich im Gedicht und das Gedicht in der Sprache. Die Bezüge zwischen der Sprache und dem Gedicht können erst vom verstehenden Subjekt, von dem Leser reflektiert und besprochen werden, deswegen wird der Ort des Gedichtes mit dem Ort des Lesens verbunden. Das Wort *erörtern* stammt aus dem Wort *Ort* und bedeutet somit laut Heidegger die Bewegung zur „Ortschaft des Ortes“:

„Ursprünglich bedeutet der Name „Ort“ die Spitze des Speers. In ihr läuft alles zusammen. Der Ort versammelt sich ins Höchste und Äußerste. Das Versammelnde durchdringt und durchwest alles. Der Ort, das Versammelnde, holt zu sich ein, verwahrt das Eingeholte, aber nicht wie eine abschließende Kapsel, sondern so, daß er das Versammelte durchscheint und durchleuchtet und dadurch erst in sein Wesen einlässt.“⁴

Das *Versammelnde* bedeutet Konzentrations- und Kondensationsfähigkeit der dichterischen Sprache. Dichtung funktioniert als eine Art Steigerung sprachlicher Beziehungen. Interessant erscheint, dass der Ort der Versammlung metaphorisch an „der Spitze des Speers“ – zum Schwerkraftzentrum – verordnet ist. Aber die Idee des Zentrums wird mit weiterer Heideggers Aussage demontiert: Die sprachlichen Beziehungen sind wechselnd, nicht „abgekapselt“, sondern *durchleuchtet*. Selbst der Ausdruck *Durchleuchten* supponiert die Anwesenheit der Dunkelheit

³ Jacques Derrida, „Das Ende des Buches und der Anfang der Schrift“, Jacques Derrida, *Die Différance*, Stuttgart: Reclam, 2004, 31–32.

⁴ Martin Heidegger, „Die Sprache im Gedicht“, Martin Heidegger, *Unterwegs zur Sprache*, Stuttgart: Klett-Cotta, 2003, 37.

bzw. des Nicht-Sehens. Die Verstehensprozesse steuern ständige Abwechslung von Blindheit (Blenden) und Einsicht (Durchleuchten)⁵. In Aichingers *Meine Sprache und ich* handelt es sich um Versuche an der Sprache zu gelangen, sich Einsicht in die Sprachwelt zu verschaffen. Unsere Aufgabe ist diese Momente der metatextuellen Einsicht hervorzuheben und ihre Funktion zu erläutern.

Meine Sprache und ich ist eine Geschichte über die Schreibfähigkeit. Die Erzählung beginnt mit der Identifikation der Sprache: „Meine Sprache ist eine, die zu Fremdwörtern neigt. Ich suche sie mir aus, ich hole sie von weit her. Es ist aber eine kleine Sprache. Sie reicht nicht weit. Rund um, rund um mich herum, immer rund um und so fort“ (EE, S. 198). Die *meine* Sprache wird als eine zu den *Fremdwörtern* neigende charakterisiert⁶. So wird die Opposition zwischen *eigen* und *fremd* hergestellt. Die Sprache wird zwar dem Subjekt durch das Personalpronomen *meine* zugeordnet, aber das Bestimmungswort *meins* bedeutet nicht *in mir* oder *von mir aus*, so dass es keine Rede von der Identität der Sprache und des Ich geben kann. Eine An-

näherung muss mit Hilfe einer Holens-Bewegung erreicht werden, weil der Ort der Sprache die Ferne ist. Der Ausgangspunkt ist selbstverständlich die Position des Subjektes. Der Raum des Subjektes und der Raum der Sprache sind different. Der Prozess des Erlangens der Sprache dauert: davon zeugen Deixen *rund um* und *fort*. „Rund um mich herum“ ist die Abbildung des Prozesses der Sprachgenerierung – eine Spiralbewegung, die ebenfalls durch die Einführung der „Spiralfeder“ figürlich wiederholt wird. Das ständige Sich-Wiederholen macht das Wesen des Sprachgeschehens aus: „Die Beobachtungen, die sich wiederholen“ (EE, S. 202) lassen „uns geschehen.“ (EE, S. 198).

Die Sprache befindet sich neben dem Subjekt, nähert sich und entfremdet. Eine ursprünglich fremde Sprache ist die Sprache des Anderen. Sie verlangt eine Aneignung oder Einverleibung, was durch *herholen* zum Ausdruck gebracht wird. Derrida liefert eine der Auffassung Aichingers nahe Beschreibung der zwischen *Anderem* und *Eigenem* schwebenden Sprache:

„Ich habe nur eine Sprache und das ist nicht meine. Meine eigene, meine eigentliche Sprache ist mir eine Fremdsprache. Meine Sprache, die einzige, die ich spreche, ist die Sprache des Anderen. Wie der „Mangel“, so ist diese Entfremdung konstitutiv. Sie strukturiert das Eigene und das Eigentliche der Sprache in ihrem Vorkommen selbst, das heißt in ihrem Phantasma.“⁷

Die Eigenart der Sprache ist es, dass sie dem Verstehenden eine Aussicht verleiht, erreichbar zu sein. Ihre Struktur ist ambiva-

⁵ *Blindheit (Blindness)* und *Einsicht (Insight)* sind die zu den Termini gewordenen Metaphern von Paul de Man für das Funktionieren des Lesens. Paul de Man, *Blindness and Insight: Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*, London: Routledge, 1993.

⁶ Laut Irene Fußl meint die Autorin mit *Fremdwörtern* nicht die Wörter, die aus anderen Sprachen eingeführt wurden (kein einziges Fremdwort kommt im Text vor), sondern die Wörter, die fremd anmuten oder *fremd* wie neu zu lesen sind. Diese Wörter bedeuten nach ihr nicht eine räumliche, sondern eine zeitliche d. h. etymologische Entfernung. Irene Fußl, „Ein Lektüreweg durch Ilse Aichingers *Meine Sprache und ich*“, *Sprachkunst Beiträge zur Literaturwissenschaft. Jahrgang 36. 2005, 2. Halbband*, Wien: Verlag der österreichischen Akademie der Künste, 2005, 263–287.

⁷ Jacques Derrida, *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die ursprüngliche Prothese*, Frankfurt am Main: Fink, 2004, 22.

lent angelegt: Das Eigene entfaltet sich nur in einer Präsenz des Fremden, des Anderen. Und das Andere ist hier überwiegend. Einige Arten der Entfremdung können an dieser Stelle konstatiert werden. Erstens geschieht eine Spaltung des Subjektes, die mit folgendem Imperativ zu bezeichnen ist – „ich muss in mir meine fremde, meine andere, meine Schreib-Sprache finden, die sich von der herkömmlich (bzw. alltäglich) gebrauchten unterscheidet. Die Sprache erhebt sich als ein gewisses *Alter Ego* des schreibenden Subjektes, eine eigenständig zu gebrauchende Sprache, aus der das kreiende Subjekt seine Sprachwelten entwirft. Zweitens ist die Sprache von der empirischen Welt entfremdet: es besteht unüberbrückbare Kluft zwischen Wort und Ding und die Sprache ist eher selbst als weltbezogen. Drittens ist die Sprache in einem dichterischen Gebrauch mit sich selbst verfremdet: in gewissen Aussagen wirkt die Sprache seltsam, ungewöhnlich, ungeheuer. Sie besagt die Dinge und Wahrheiten nicht direkt, sondern *verspricht* eine Bedeutung und mit so einer Nachträglichkeit konstituiert eine Entfernung.

Auf der Handlungsebene wird die genannte Entfernung als Sich – Befinden an einer Grenze thematisiert. Das handelnde Ich begibt sich mit der personifizierten Sprachgestalt zu einem fiktiven Grenzgebiet: „Wir kommen gegen unseren Willen weiter. [...] Manchmal tauchen Zöllner auf. Ihre Ausweise? Wir passieren, sie lassen uns passieren“ (EE, S. 198). Der Satz „Manchmal tauchen die Zöllner auf“ erscheint paradox. Das Wort *manchmal* ist in Bezug auf die Zöllner eine zu sehr unbestimmte Angabe. Das impliziert die Aussa-

ge, dass die Grenzen (durch die *Zollhütten* und *Zöllner* markiert) so einfach plötzlich da sind. In einem Metatext muss bei der Frage, was für Grenzen und welcher Art sie sind, wahrscheinlich in erster Linie an Sprachgrenzen gedacht werden. Dann kann man allerdings die Zöllner im Ich ansiedeln, genau so wie die Sprache ein Teil des sprechenden Ich ist. Diese Grenzen lassen sich im Sinne Wittgensteins auffassen. Da kann man vermuten, dass die Grenzen des Sagbaren gemeint sind: „Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.“⁸ Das erzählte Abenteuer des Ich mit der Sprache kann als ein Auf-Probe-Stellen der Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks verstanden werden⁹.

Wenn die beiden handelnden Figuren schon an die Grenze gelangen, dann wird es nach ihrer Identität gefragt „Ihre Ausweise?“ – die Pluralverwendung des Wortes Ausweis zeugt davon, dass mehrere Ausweise verlangt werden. Dann entsteht die Frage: Kann nur das Ich den Ausweis besitzen, oder auch die Sprache? (Später wird aber angekündigt, dass die Sprache keinen Ausweis hat, weil das Ich ihr das nicht anvertraut: „Die [Ausweise – I.B.] überlasse ich meiner Sprache nicht mehr, seit sie den Schal verloren hat, die sind bei mir“ (EE, S. 201). Das einzige, was die Sprache auszuweisen vermöge, wäre wohl das Werk des schreibenden Ich, nämlich die Dokumentation der poetischen Spra-

⁸ Ludwig Wittgenstein, *Tractatus Logico philosophicus. Logisch – philosophische Abhandlung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1994, 89.

⁹ In der Aichingers Lektüre von I. Fußl bildet Wittgensteins Sprachauffassung die Basis der Analyse. *Ebd.*

che. Es ist aber durchaus fraglich, ob es wirklich nach den Papieren (Papier auch als Verweis auf schriftstellerische Tätigkeit) gefragt wird oder nach dem Ausweisen des Talents¹⁰, nach dem Sich-Ausweisen als Schriftsteller. Wenn man das Wort Ausweis in die Nähe der stammverwandten Wörter stellt, so kommt heraus: auch nach Beweisen (Zeichen oder Ausdruck), Gebrauchsanweisung der sprachlichen Mittel, Verweisungen auf bestimmte Gegenstände (Tinte) oder einfach nach Weisheit könnte gefragt werden. Das Ich weist sich bei den Zöllnern aus, woraufhin das Ich und die Sprache die Grenze passieren. Im Satz „Wir passieren, sie lassen uns passieren“ ist neben der kontextbezogenen Bedeutung *die Grenze überqueren* weitere Bedeutung von *passieren* bemerkenswert, – *passieren* heißt auch *geschehen* und zugleich auch *existieren*. So kann die *Sprache als Ereignis* aufgefasst werden.

Das Ich und die Sprache überschreiten die Grenze „des vierten Landes“ und lassen sich am Meer nieder, nur „drei Meter vom Zollhaus entfernt“. Unmittelbar hinter dem Zollhaus, das vierte Land hinter sich, ohne das fünfte Land schon erreicht zu haben, hockt die Sprache direkt am Ufer des Meeres. Die Grenze ist doppelt markiert: einerseits die Grenze zwischen dem vierten und dem fünften Land, andererseits zwischen dem Festland und der offenen See. Gerade die Sprache siedelt sich auf diesem Grenzgebiet, das als *Niemandsland* bezeichnet werden könnte.

¹⁰ A. Ratmann interpretiert Dampfwolke („Aber was das war? Eine Spiralfeder. Nein, Dampf“ (EE, S. 198) als eine Art Aura, als dichterischen Geist. Annette Ratmann, *Spiegelungen, ein Tanz. Untersuchungen zur Prosa und Lyrik Ilse Aichingers*, Würzburg: Königshausen & Neumann, 2001, 129.

„Wir sind immer in Meersnähe, dafür Sorge ich“ (EE, S. 199). Das Meer markiert einen Grenzgebiet nicht nur geographisch: hier verbinden sich zwei Elemente das Wasser und die Erde und der Vergleich der Sprache mit dem jungen Schwan (Wasservogel) verstärkt dieses „Bündnis“. Die Position der dichterischen Sprache ist eine Zwischenposition. Auch existenziell gesehen, wird eine Grenze zwischen dem Eigenland und Fremdland gelegt. Jedoch scheinen ein gewisses Balancieren auf der Grenze und das Verweilen in der Seelandschaft bedeutsam zu sein, – räumliche Verordnung der Sprache zu einem Grenzgebiet gilt wohl als Voraussetzung der schriftstellerischen Existenz.

Verweilen der Dichtung in der Schrift

Auf der Suche nach der Ortschaft der Dichtung braucht man zu Fragen: Von wo aus ist die Stimme zu hören? Wer spricht? Martin Heidegger hat sich bei der Erörterung der Sprache in seinem Artikel *Die Sprache* zu dieser Problematik folgend geäußert:

„Der Sprache selbst und nur ihr möchten wir nach-denken. Die Sprache selbst ist: die Sprache und nichts außerdem. Die Sprache selbst ist die Sprache. Der logisch geschulte und darum meist hochfahrende Verstand nennt diesen Satz eine nichtssagende Tautologie. Zweimal nur das Gleiche sagen: Sprache ist Sprache, wie soll dies uns weiterbringen? Wir wollen jedoch nicht weiterkommen. Wir möchten nur erst einmal eigens dorthin gelangen, wo wir uns schon aufhalten. / Darum bedenken wir: wie steht es mit der Sprache selbst? Darum fragen wir: Wie west die Sprache als Sprache? Wir antworten: *Die Sprache spricht*. Ist dies

im Ernst eine Antwort? Vermutlich schon; dann nämlich, wenn ans Licht kommt, was sprechen heißt.“¹¹

In *Meiner Sprache und ich* ist das Ich die sprechende Instanz, – in Rollen aufgeteilt kommt es mehrfach zu Wort. Das Ich übernimmt die Arbeit des Erzählens, die Geschichte wird von einer Ich-Perspektive erzählt. Auch die Gespräche zwischen anderen allegorischen Figuren können dem Ich zugeschrieben werden: die plötzlich „auftauchenden“ Zöllner, den ins Haus wollenden Hausmeister kann man durchaus als imaginäre Figuren des Ich-Bewusstseins, mit welchen eine Art platonischen *Seelendialogs* geführt wird, verstehen. Beweis dafür ist sprachliche Ausprägung, – diese angespielten Zwiegespräche setzen sich ohne jegliche Markierung durch Satzzeichen, ohne Angabe des Sprechenden ein, – Technik des Bewusstseinsstroms wird gebraucht.

„Die armen Jungen, sie tun mir ehrlich leid. Ja, ehrlich. Jetzt faselst du. Was tut dir an denen leid? Was tut dir denn leid? [...] Wer ist das, der das sagt? Ich. Da muss ich lachen. Das erinnert mich immer an den, der ich sagte, als er zu spät ins Haus wollte. Ich bin draußen, ich, ich. An den erinnert mich das, was er nun von Beruf? Hausmeister, glaube ich, ja Hausmeister. Hast du Hunger. Ich schon. [...] Schläfrig? Dann schlaf eben, schlaf nur. Ich schaue für dich“ (EE, S. 198).

Anfangs erscheint, dass diese Passage aus dem Mund des Ich stammt: Auf die Frage „Wer ist das?“ wird eine logische Antwort gegeben – „Ich“. Aber ein *Ich* ist immer situationsbedingt, es verweist

auf keine Person. Gerade das Persönliche wird im Einsatz eines Personalpronomens verfehlt: *Ich* lautet immer gleich und ist außerstande den zu identifizieren, welcher sich als Ich versteht. Jeder kann sagen: „das ist meine Sprache“ und „das bin ich“, genauso wie „die Sprache gehört mir nicht“ oder „wer spricht, ist nicht ich“. Das Gespräch scheint durch die Mannigfaltigkeit von diesen *Ich* gestört zu sein. Mit der Aussage „Da muss ich lachen“ ergibt sich eine Referenzebene, die ganz bestimmt durch reflektierende Ich-Figur initiiert wird. Die Absurdität der Aussage ist dem Sprechenden völlig bewusst. Eine reflexive Rückkehr in die angespielte Sprechsituation ironisiert jede Möglichkeit der Verständigung in so einem imaginären Gespräch. Der Satz am Ende der Erzählung „wir könnten ebenso Zöllner sein“ (EE, S. 201) vermischt wieder die Karten und lässt die Frage nach der Identität des Ich an dieser Stelle offen bleiben.

Die Frage nach der Identität wird heikel, wenn man die Ich – Sprache – Beziehung in Betracht zieht. Natürlich kann die Sprache als ein Teil des Sprechenden Subjektes verstanden werden (*Meine Sprache*), aber schon im Titelsatz wird die Sprache vom Ich isoliert (*Meine Sprache und ich*). Falls die Sprache reflektiert werden will, soll sie vor allem von dem Subjekt „selektiert“ werden, das versteht sich als Voraussetzung der wesentlichen Bewegung von der Geschichte: Die Sprache zum Sprechen zu bringen. Die „Trennung“ von *Ich* und *Sprache* geschieht dadurch, dass der Sprache menschliche Gestalt (*Hals, Stimme*, welche jedoch nicht in Anspruch genommen wird), menschliche Sinne (*Star-*

¹¹ Martin Heidegger, „Die Sprache“, Martin Heidegger, *Unterwegs zur Sprache*, Stuttgart: Klett – Cotta, 2003, 12.

ren, *Horchen*), menschliche Attribute wie Kleider (*lila Schal* und *Kragen*) verliehen werden.

Andererseits will man mit dem Bild des Schwans das Fiktionale an dieser Gestalt unterstreichen: „So wie sie jetzt ist, erinnert sie mich manchmal an einen ausgewachsenen Schwan, aber so matt in Farben, als hätte er das Wachstum noch vor sich“ (EE, S. 200). Der Schwan erscheint hier als beliebtes Sinnbild für Dichter und Dichtersprache in unscheinbarem Federkleid als Überlebensstrategie der Sprache und Tarnung von der vom Meer kommenden Bedrohung („Ich fürchte, dass wir uns hier die Gesundheit verderben“ (EE, S. 200). Der Moment des Wachstums des Jungvogels und das Moment der Todesnähe (Schwanengesang) werden ambivalenterweise miteinander verknüpft. Die Sprachallegorie ist *janusköpfig*: Sie verbindet Anfang und Ende, Geburt und Tod, ist *bedroht* und *ungeheuer* zugleich: „Seeungeheuer und Fischkutter wären gleichmäßig an ihr verloren, es kommen auch keine“ (EE, S. 200). In das Meer starrend sucht die Sprache Seeungeheuer. Können Seeungeheuer als Spiegelbild der Sprache selbst im Wasserspiegel auftauchen? *Was-serungeheuer* lassen sich in diesem Zusammenhang zweifellos mit den Wortungeheuern Derridas verbinden: die Sprache ist *ungeheuer*, weil sie *spektral* d.h. vielfältig ist (lat. *spektrum* bedeutet *Ungeheuer*). Das Ungeheuer besteht in Aichingers Erzählung in der Stimmlosigkeit der Sprache, – sie ist eine schweigende Sprache („Meine Sprache und ich, wir reden nicht miteinander, wir haben uns nichts zu sagen“ (EE, S. 199); „Sie äußert nicht einmal

Wünsche“ (EE, S. 199); „[...] hat sie einen Grund mehr, das Gespräch mit mir sein zu lassen“ (EE, S. 200).

Die Anthropomorphisierung der Sprache trägt paradoxe Elemente in sich: die Sprache bedient sich der ihr verliehenen Stimme nicht: „Sie starrt nur und horcht auf die Brandung, meine Sprache“ (EE, S. 199). Statt selbst zu reden, versucht die Sprache das *Anfang-Wort* zu „erlauschen“, wenn wir das Meer-Bild als Meer der Genesis bzw. als „Meer von Wörtern“ verstehen. Die Brandung kann mit dem Rauschen der Sprache¹² in Verbindung gebracht werden und das Meer selbst mit der Unendlichkeit der Sprache in der Schrift¹³.

Die Sprache selbst widerlegt alle Bemühungen des Subjektes, die Sprache zu bewirken (Meine Sprache und ich wir reden nicht mit einander, wir haben uns nichts zu sagen“ (EE, S. 199). Sie erweist sich als unzulänglich. Die geschilderte Schreibküche gehört zu der Welt des Ich, während die „Seedinge“ der Sprache gehören:

„Was ich wissen muss, weiß ich, kalte Küche ist ihr lieber als warme, nicht einmal der Kaffee soll heiß sein. Das beschäftigt einen schon.

¹² R. Barthes' Begriff aus seinem gleich genannten Aufsatz. Roland Barthes, „Das Rauschen der Sprache“, Roland Barthes, *Das Rauschen der Sprache*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2006, 88 – 91.

¹³ Zu dieser Frage legt Derrida ein interessantes Beispiel bei: „Rabbi Eliezer sagt: „Wären alle Meere voller Tinte, alle Teiche mit Schreibrohren bepflanzt, wären Himmel und Erde aus Pergament und übten alle Menschen Schreibkunst aus – sie vermöchten die Thora nicht auszuschöpfen, die ich studiert habe; wird die Thora selbst dadurch nur um so vieles weniger, als das Meer weniger wird, in das eine Federspitze getaucht ward.“ Jacques Derrida, „Das Ende des Buches und der Anfang der Schrift“, Jacques Derrida, *Die Differance*, Stuttgart: Reclam, 2004, 47. Derrida zitiert nach Emanuel Lévinas. Emanuel Lévinas, *Difficile liberté*, Paris: Livre de Poche, 1963, 44.

Da hat man zu tun, zu decken, aufzuschneiden, die Kälte zu messen, die Wärme vergehen zu lassen. Während sie aufs Meer starrt. Meine Sprache hat leicht zu starren, weil ich alles tue. [...] ich arbeite und sie starrt“ (EE, S. 199).

Allmählich sieht man, wie die Sprache den Schreibenden in ihr Machtfeld zieht („Man wird mit der Zeit nichts von ihr wollen“ (EE, S. 202) und eliminiert als Subjekt. Der Ausdruck „Wir bleiben in der Tinte“ (EE, S. 198) ist für die Schreibende Instanz verhängnisvoll: sie verliert ihre Subjektivität in der Schrift, während sie

die Stimme verliert und den Status einer Signatur im Derridas Sinne bekommt („Ich werde hier und dort einen Satz einflechten, der sie unverdächtig macht“ (EE, S. 202). Der Ort der Dichtung ist demzufolge nicht die Stimme des Dichters, sondern die geschriebene, „nach außen gewendete“ Sprache. Für die Dichtung besteht Gefahr ohne schriftliche Fixierung in Vergessenheit zu geraten, Zusammenhänge zu verlieren, Textur aufgehen zu lassen. Die Dichtung verfügt über keine andere Existenz als in der Schrift.

KŪRYBOS RAIŠKOS VIETA ILZĒS AICHINGER APSAKYME *MANO KALBA IR AŠ*

Inga Bartkuvienė

S a n t r a u k a

Straipsnyje analizuojamas kūrybos lokalizacijos klausimas objektu pasirinkus Ilzės Aichinger apsakymą *Mano kalba ir aš*. Susitelkta ties kalbos raiškos ženklais autoreferentiniame Aichinger rašyme. Siekis – atskleisti, kaip tekste išsidėsto, kaip veikia ir kokias reikšmes įgauna *kalba*, *rašantysis*, *rašymas*, *raštas*. Teorines prieigas teikia Martino Heideggerio kalbos filosofija bei Jacques Derrida „gramatologija“.

Straipsnio dalyje „Riba kaip kalbos sritis“ aptariamos kalbos sklaidos kūryboje bei kūrybos kalboje aktualizacijos. Kalba Aichinger tekste steigiasi opozicinių savybių *sava / svetima* sandūroje. Analizė pa-

rodo, jog šią opoziciją eliminuoja besiplečiantis *kitybės* atverčių laukas. Personifikuotos kalbos „sienos kirtimas“, „apsisistojimas prie jūros“ erdviškai žymi ribinę situaciją, kuri yra kalbos būties sąlyga.

Dalyje „Kūryba rašte“ gvildenami veikiančių figūrų implikuojami *balso* ir *rašto* santykiai: balsas yra kalbančiojo subjekto savybė, antropomorfinį pavidalą apsakyme įgijusi kalba prabilti atsisako. Jos būties būdas yra spektriškas, daugialypis, raštiškas. „Sustingęs rašale“ rašantysis praranda subjektyvybę ir išlieka tik kaip signatūros statusas, o „sustingusi rašale kalba“ grąžinama į rašto „būties namus“.

Gauta 2008 02 08

Priimta publikuoti 2008 03 20

Autorės adresas:

Germanų filologijos katedra

Vilniaus universitetas

Kauno humanitarinis fakultetas

Muitinės g. 8, LT-44280 Kaunas

El. paštas: inga_blazyte@yahoo.com